

P.o.germ.

1363

td

P. o. germ.
1363 td

Seitz

<36633636980013

S

<36633636980013

Bayer. Staatsbibliothek

COLLECTION SEITZ & SCHAUER.

◀ Serie I, No. 4. ▶

Das Räthsel.



Die Diebin.

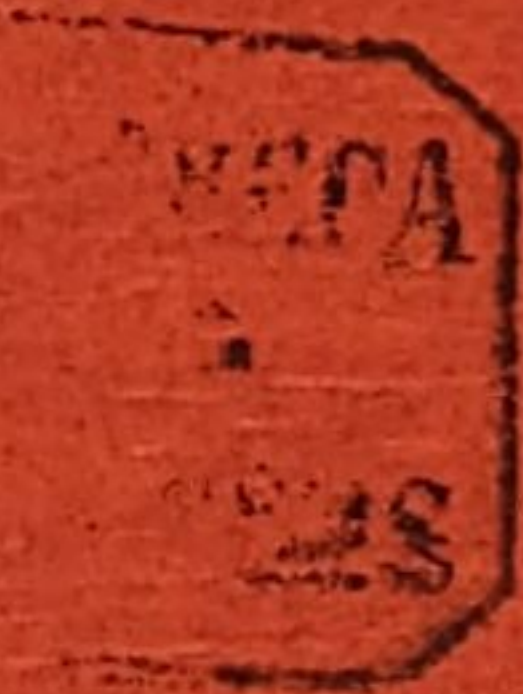
Novellen von °

° A. DE NORA.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS



1898



P.O. germ. 1363

Leitz

Die Serie I dieser Collection enthält:

Nr. 1. Am Rande des Abgrundes. — Das
dürre Blatt.

Von A. De Nora.

Nr. 2. } Studentengeschichten.

Nr. 3. } Von Max v. Hoffeld und Dr. Lorenzen.

Nr. 4. Das Räthsel. — Die Diebin.

Von A. De Nora.

Nr. 5. } Falscher Stolz. I.

Nr. 6. }

Nr. 7. } Falscher Stolz. II.

Nr. 8. } Von Emma Heim.

Nr. 9. Die Nachtwandlerin. — Die Trud.

Von A. De Nora.

Nr. 10. Das Grafenschloss.

Von Emma Heim.

Wir machen hier noch ganz besonders darauf auf-
merksam, dass Nr. 1 bis 10 zusammen (also die
vollständige Serie) überall für Mk. 4.— statt Mk. 5
geliefert werden müssen. Wenn man die Collection
bei einer Buchhandlung nicht vorräthig findet, be-
liebe man sich direct zu wenden an die Verlags-
buchhandlung

Seitz & Schauer, München.

Das Räthsel.

Von

A. De Nora.



Das Räthsel.

Von A. De Nora.



ALS ich einmal in Helgoland mit dem Baron de la Motte badete, bemerkte ich an seinem Halse eine feine rothseidene Schnur, an welcher ein goldenes Kreuzchen hing. Er trug es auf dem blossen Leibe wie fromme Frauen oder kleine Kinder, und da er nichts weniger als orthodox war, so fiel mir dies sofort auf. Ich fragte ihn lachend, ob er seit einiger Zeit einen gottgefälligen Lebenswandel begonnen habe oder mit dem Amulett sich vor dem Ertrinken schützen oder das Zahnen erleichtern wolle, allein er wurde sehr ernst und sagte:

„Lieber Freund, mit diesem Kreuzchen hat es eine so sonderbare Bewandniss, dass ich eigentlich nicht gerne davon rede. Nach-

dem Sie mir aber in solcher Weise zusetzen, muss ich Ihnen doch die Geschichte erzählen.“

Er hatte das Amulett vom Halse genommen und kleidete sich an, während ich es genauer betrachtete. Es war ein russisches, sogenanntes Andreaskreuz und trug auf der Rückseite im kürzeren Balken die griechischen Buchstaben $\Delta P Y$, auf dem längeren die Zeichen $P I M \Omega$ und im Schnittpunkt der beiden ein äusserst fein gravirtes, offenbar uraltes Wappen.

Ich gab es ihm, nachdem ich mir über die Bedeutung dieser Buchstaben und dieses Wappens längere Zeit den Kopf zerbrochen, zurück mit den Worten:

„Was ist das, Baron? Ich kann es nicht ergründen!“

„Das dachte ich mir,“ erwiderte er, „denn es ist ein Räthsel oder, wenn Sie wollen, die mir unentzifferbare Lösung eines Räthsels.“

Wir ergingen uns dann an einem etwas entlegeneren Theile der Strandpromenade mehr als eine Stunde und hier erzählte er mir folgende merkwürdige Geschichte:

„Ich war vor ungefähr zehn Jahren zu einem mehrmonatlichen Kurgebrauch in Kissingen. Sie kennen das Bad. Es ist sehr hübsch, wenn es natürlich auch mit den

südlichen Bädern Monaco, Nizza, San Remo und dergleichen keinen Vergleich aushält. Aber ich amüsirte mich dort doch ausgezeichnet; man traf die feine Welt gerade so gut, wie man Leute mittleren Standes kennen lernen konnte, und ausserdem besass es eine great attraction, wie die Amerikaner sagen, in dem Fürsten Bismarck, welcher dazumal noch alle Jahre die Saline besuchte. Natürlich stand auch ich häufig unter den vielen Müssiggängern, welche ihm den Weg abpassten, den er aus seinem Hause in der unteren Saline hinauf zum Brunnen ging, und nicht selten ist mir, wenn ich mit bewundernder Freude meinen Hut vor ihm schwenkte, der grosse Blick seiner stahlgrauen Augen begegnet. Man konnte hier am besten den tiefgehenden Eindruck erkennen, den dieser Mann auf die ganze bewohnte Erde hervorgebracht hat, denn ein internationales Sprachengewirr beschäftigte sich stets, wenn er vorüber war, mit dem gewaltigen Kanzler, und in manchen zitterte noch nach Stunden jene Erregung nach, wie sie mit dem Bewusstsein, ein grosses Ereigniss erfahren zu haben, verbunden ist.

Eines Tages belauschte ich wider meinen Willen ein derartiges Gespräch, welches zwei

junge Leute in russischer Sprache führten, nachdem der Fürst an ihnen vorübergeschritten war.

„Pah!“ sagte der Eine, „man sollte diese Gewaltmenschen vom Erdboden vertilgen! Sie sind ein Uebel wie die Pest oder die Cholera, ihre ganze Berühmtheit ist auf Leichen aufgebaut, und der Respekt vor ihnen ist nie die Liebe, sondern die Furcht.“

„Vielleicht!“ erwiderte der Andere. „Allein zweifellos haben auch die Pest und die Cholera ihr Gutes. Sie reinigen die Welt von den Schwächlingen und lassen nur die Starken zurück.“

„Und die Starken müssten ihnen dann also eigentlich noch dankbar sein, dass sie zurückgelassen wurden?“

„Gewiss. Ich glaube zum Beispiel sicher, dass diese Deutschen dem Fürsten wirklich dankbar sind für die Stärke, die er ihnen gegeben, obwohl das im Grunde genommen ein Unsinn ist. Denn er hat ihnen gar nichts gegeben, gar nichts! Er hat ihnen nur gezeigt, dass sie die Stärkeren sind . . . das war Alles! Indessen manchmal ist die Brille wichtiger als das Auge.“

„Du hast Recht, Sascha. Sein ganzes Verdienst ist eigentlich nur, ihren Blick erweitert und auf das Grosse gerichtet zu haben. — Ehrlich gestanden, hatte ich ihn mir anders vorgestellt.“

„Wie denn?“

„Was weiss ich? Noch grösser, noch plumper, schwerfälliger. Ungefähr wie den steinernen Gast im Don Juan oder eine Erzfigur. Man nennt ihn ja den eisernen Kanzler.“

„Ich finde, dass er dem auch entspricht.“

„Nicht ganz, Sergei. Es liegt etwas Elastisches in ihm, etwas Zähes, Biegbares, aber Unzerbrechliches, wie von einer starken Feder aus englischem Stahl. Ich glaube sogar jetzt, dass er seine Erfolge in der Diplomatie nicht dem unbeugsamen, sondern dem zähen Widerstand verdankt, der immer und immer wieder mit der gleichen Kraft auf die nämliche Stelle drückte. Das ist das Wahre; darin müssen wir ihm zu gleichen suchen, mein Brüderchen . . .“

Der junge Mann, welcher diese Worte sprach und von dem andern Sascha angeredet worden war, war ein geschniegeltes und gestriegeltes Herrchen im vollendeten Dandy-

kostüm damals neuester Mode und mit einem kleinen Girardihütchen auf dem Kopf. Das Interessante an ihm war aber nicht dies Kostüm und dieser Hut, sondern der Mensch, der darunter steckte, ein graciöser, katzenartiger Körper mit einer eigenthümlichen Elasticität aller Bewegungen und einem Gesicht, wie man es so bald nicht wieder zu sehen bekam. Auf den ersten Blick hätte man ihn für ein Bürschchen von zwölf, dreizehn Jahren halten können, denn er hatte keinen Bart und ein weiches, fast weibisches Kinn und Mündchen. Nur wenn man sein Profil sah, das prächtigste Adonisprofil, das ich je gesehen, bemerkte man, dass diese Züge schon schärfer geschnitten waren und dass auf diesen Wangen, in diesen Augen und auf dieser Stirn schon der Stempel einer durchlebten ersten Jugend lag.

Das machte mich auf ihn aufmerksam — Sie wissen ja, wie gern ich von jeher Gesichter studiert habe — und dieses Gesicht erschien mir zur Zeit noch ein ungelöstes Räthsel. Ich hätte nicht einmal schätzen können, wie alt es eigentlich sei, geschweige denn — was ich so oft versuche — ein Charakterbild daraus konstruiren.

Als die beiden Russen eben an der vorhin gezeichneten Stelle ihres Gesprächs angekommen waren, ging ein Herr an ihnen vorüber, den sie grüssten. Hierbei sah ich, dass mein Studienkopf auch sehr schöne, glänzende, schwarze Haare hatte, verlor ihn aber gleich darauf aus dem Gesicht, weil der Gegrüsste mich anredete. Es war der Badekommissär von Bülow, ein alter Bekannter von mir und just derjenige, welcher vermöge seiner Stellung in Kissingen alle Leute kennen musste, also auch die beiden Fremden.

„Wer waren die Herren, die Sie eben grüssten?“ fragte ich ihn.

„Zwei solch' verfluchter Polacken,“ erwiderte er grimmig, „von denen man nie weiss, sind sie Lumpen oder ehrliche Leute. Man sollte sie fortwährend überwachen, weil es sich eines schönen Tages herausstellen kann, dass sie längst gesuchte Hochstapler oder Spieler oder Nihilisten gewesen, und weil man gewiss sein darf, so oder so einmal eine allerhöchste Nase ihretwegen zu erhalten.“

„Oho!“ rief ich aus, „den Eindruck von Aventuriers machen sie mir doch nicht, namentlich der Eine, der mit dem Knaben-

gesicht und den schönen schwarzen Haaren. Wie heisst er doch? Sascha . . . ?“

„Sascha Sergejewitsch Koloseff,“ brummte der Kommissär. „Es ist richtig, sie machen keinen solchen Eindruck, es liegt auch durchaus nichts Verdächtiges gegen sie vor, aber ich kann die Kerle nun einmal nicht ausstehen. Ich traue ihnen nicht, und gerade diese Gigerl mit ihrem affektirten, dummen Gebahren sind manchmal recht gefährliche Wölfe, welche das Schafskostüm nur anlegen, um vor Polizeihunden sicherer zu sein.“

Ich sah, dass er ein grosses Vorurtheil gegen derartige Ausländer besass, und konnte nicht hoffen, von ihm einen objektiven Aufschluss über ihren Charakter, ihre Stellung und dergleichen zu erhalten; daher beschloss ich, meine Opfer selbst aufzusuchen und zu studiren. Er nannte mir bereitwillig ihre Adresse, und ich nahm mir vor, mich nächsten Tages an der Table d'hôte ihres Hotels an sie heranzumachen. Als ich aber an diesem Tage während des ganzen Diners auf sie gewartet hatte und endlich den Kellner nach ihnen fragte, erfuhr ich, dass sie abgereist seien. Ein bestimmtes Reiseziel hatten sie nicht angegeben.

Ich befand mich ein halbes Jahr später in einem der besseren Restaurants des Thiergartens in Berlin, als ich plötzlich hinter mir wieder jene Stimme hörte, welche in Kissingen mit ihrem sympathischen Tonfall mich an dem jungen Russen interessiert hatte. Ich blickte mich um und bemerkte in der That eine Schaar junger Leute, welche aus einem an den Saal anschliessenden Separatlokale kamen und in lautem Gespräch sich der Thüre zudrängten. Sie gestikulirten dabei lebhaft einander zu, wie es bei Südländern Gewohnheit ist, und kümmerten sich mit keiner Miene um die paar Gäste, die in dem wenig belebten Restaurant anwesend waren. Unter den letzten Paaren — die meisten hatten sich zu zweien oder auch dreien eingehängt — erkannte ich meine alten Bismarck-Kritiker von Kissingen wieder, wenn auch der Kleinere, Koloseff, in seinem Anzug und Benehmen etwas verändert erschien. Er war nicht mehr so ganz Gigerl wie damals; seine Kleidung, welche in Farbe und Schnitt weniger auffallend, schien auch im Ganzen salopper, nachlässiger; er tänzelte nicht mehr in jenem graciös elastischen Gange neben seinem Begleiter her wie damals,

sondern hing beinah' etwas ermüdet in dessen Arm und schlurfte ein wenig mit dem kleinen zarten Fuss auf dem Boden. Aber ganz im Gegentheil zu dieser äusseren Schlaffheit war seine Stimme viel heller, ich möchte sagen greller als damals; er sprach viel, rief mehrmals nach vorn den Voranschreitenden irgend etwas zu und schien überhaupt in diesem Kreise eine gewisse führende oder wenigstens schürende Rolle zu spielen. Es war jedoch nicht mehr reines Russisch, was er sprach; manchmal kamen in diesen Sätzen Ausdrücke und Wendungen vor, die mir, obwohl ich lange in Russland war, unverständlich blieben und es mir auch erklärlich machten, wesshalb die Fremden sich in ihrer lärmenden Unterhaltung durchaus keinen Zwang auferlegten. Sie fürchteten offenbar nicht, verstanden zu werden, auch wenn zufällig der Eine oder Andre ihrer Zuhörer des Russischen kundig gewesen wäre. Wesshalb aber bedienten sie sich eines solchen Kauderwelsches, das sonst gewöhnlich nur Verkehrsmittel von Spitzbuben ist, um unsaubere Pläne vor Unberufenen zu verheimlichen? Wesshalb? Waren sie in der That, wie mein Freund Bülow in Kissingen vermuthet

hatte, Gauner, internationale Hochstapler, verwegene Spitzbuben, die irgend eine gemeinsame Lumperei im Sinne hatten? Oder politische Abenteurer, Revolutionäre eines der östlichen Autokratenstaaten, welche hier in Berlin ungestörter die Vorbereitungen zu einer verwegenen That treffen zu können hofften? Weiss der Teufel, wie es kommt, allein ich hatte von jeher einen unbezwingbaren Hang, solchen dunkeln Existenzen nachzuspüren, und Sie wissen ja, dass ich damals, trotz meines Ritterguts und meines ganz passablen Vermögens, zur politischen Polizei gegangen war, nur um diesem Spürsinn eine solide und dankenswerthe Unterlage zu schaffen. Nun, ich befand mich gerade im Auftrage meiner Wiener Polizeidirektion in Berlin, um die Spuren einer Falschmünzerbande zu verfolgen, welche mit bemerkenswerthem Raffinement Fünzigguldenscheine hergestellt und hauptsächlich in Galizien und den slavischen Kronländern vertrieben hatte. Mit lebhafter Gewalt bemächtigte sich beim Anhören jener Unterhaltung plötzlich meiner Seele der Gedanke, dass diese Menschen mit den von mir gesuchten Verbrechern in Zusammenhang stehen könnten, und da ich irgend

eine bestimmte Direktive für meine Thätigkeit nicht hatte, so konnte ich ja diese Fährte ein wenig verfolgen, ohne von meinem eigentlichen Geschäfte zu weit abzukommen. Ich ließe in solchen Situationen rasche Entschlüsse und erhob mich sofort, um auf's Gerathewohl Anschluss an den Einen oder Andern zu suchen — da kam mir der Zufall selbst mit einem ganz seltsamen Ereigniss zu Hülfe.

In dem Augenblick, als die beiden letzten — es waren Koloseff und sein Kissinger Genosse — die Restaurationsräume verliessen und der junge Russe die Thüre hinter sich zuzog, bemerkte ich, dass ein glitzernder Gegenstand von ihm zu Boden fiel, dessen Verlust er indessen nicht wahrnahm. Ich hob den Gegenstand vom Boden auf und betrachtete ihn — es war dieses goldene Kreuz.“

Der Baron schwieg eine Weile, dann fuhr er fort:

„Seltsam! Als ich das Kreuz erblickte, von dem ich genau wusste, dass es dieser junge Mensch getragen hatte, kam ich auf dieselbe Frage, die Sie vorhin an mich stellten, als Sie es bei mir erblickten. Wie kommt dieser Lebemann, vielleicht noch Schlimmeres

als ein Roué, zu einem solchen Schmuck? Will er einen gottgefälligen Lebenswandel beginnen, oder trägt er es als Amulett, um sich vor Schmerz und Gefahr zu schützen? Ich musste lachen, denn gewiss, tausend Schmuckgegenstände hätte ich eher bei ihm vermuthet, als ein Bildniss des Gekreuzigten. Wie seltsam übrigens der Fund auch sein mochte, jedenfalls bot er mir eine willkommene Gelegenheit, die Bekanntschaft des interessanten Fremden zu machen. Ich eilte den jungen Leuten nach und näherte mich dem Russen mit schnellen Schritten:

„Verzeihung, mein Herr,“ sagte ich, „Sie haben dies hier verloren, als Sie das Restaurant verliessen.“

Ich stand jetzt dicht vor ihm und konnte sein Gesicht betrachten; ein wundervolles Gesicht! Wie von einem schönen Weibe! Aber als er das Kreuz in meinen Händen sah, welches ich ihm ruhig entgegenreichte, wurde er weiss wie eine frisch getünchte Wand und schien fast in die Kniee zu sinken. Wenigstens sah ich, dass er sich krampfhaft an dem Arm seines Begleiters festhing und leise zitterte. Dieser aber suchte beinahe ihn von sich wegzulösen, als wollte er ihn

abschütteln gleich einem hässlichen Käfer, den man los haben möchte, ohne ihn anzu-
rühren. Er war ebenfalls noch jung und von
zartem Körperbau, doch etwas grösser als
Koloseff und trug einen kleinen dunkeln
Schnurrbart. Tiefschwarz waren auch seine
Augen, was mir um so mehr auffiel, als er
in jenem Augenblick gleichfalls erblasst war
und mit gleich erschrecktem Gesichte auf
das Kreuz in meinen Fingern starrte. Ueber-
haupt schien für diese ganze Gesellschaft ein
räthselhaftes Schreckniss in dem goldenen
Talisman zu liegen, denn auch auf den Mienen
der zunächst Stehenden, welche auf meine im
reinsten Russisch vorgebrachte Anrede herzu-
gekommen waren, drückte sich hochgradige
Bestürzung aus. Endlich nahm Koloseff das
Wort. Seine Stimme zitterte ein wenig, aber sein
Gesicht gewann einen energischen Ausdruck:

„Sie irren sich, mein Herr! Ich habe
nichts Derartiges verloren, ich danke Ihnen
für Ihre Bemühung!“

Er lüftete den Hut ein wenig und schickte
sich zum Weitergehen an. Ich liess mich
aber so schnell nicht abfertigen.

„Entschuldigen Sie,“ sagte ich, „ich irre
mich durchaus nicht! Ich sah deutlich, wie

das Kreuz von Ihrem Körper aus zu Boden fiel; eben als Ihre Hand auf der Klinke der Saalthüre ruhte, um sie zuzuziehen.“

Jetzt begannen seine Augen mit einem eigenthümlich drohenden Ausdruck zu funkeln. Es klang wie zwischen knirschenden Zähnen hervorgepresst, als er sprach:

„Wenn ich Ihnen aber sage, mein Herr, dass ich dies Kreuz nicht verloren habe, dann wird es Ihnen genügen müssen, nicht wahr? Ich denke, ich weiss besser als Sie, was mir zugehört und was nicht, und sage Ihnen nochmals: es gehört mir nicht! Verstehen Sie das, mein Herr? Ja?“

Nun hätte ich ihm allerdings erwidern können. Aber ich hätte dann riskirt von ihm direkt beleidigt zu werden, und einen Streit mit den zweifelhaften Persönlichkeiten vor mir wollte ich auf alle Fälle vermeiden. Daher begnügte ich mich, mit einem Achselzucken zur Seite zu treten, entschuldigte meinen „Irrthum“ und liess die Leute an mir vorüberziehen. Es waren einige unheimliche Gesichter darunter, fast alle von südslavischem Typus und keines älter als 25 bis 30 Jahre. Sie gingen dem Brandenburger Thor zu, und als ich annehmen konnte, nicht mehr von

ihnen im Schwarm der Trottoirbesucher gesehen zu werden, folgte ich ihnen langsam in einiger Entfernung. Die brüske Abweisung, welche ich von dem Russen durch Verleugnung seines Eigenthums erfahren hatte, liess sonderbarerweise keine grollende, ja nicht einmal eine unangenehme Empfindung bei mir zurück; sie verschärfte vielmehr nur das Interesse, mit dem ich ihn von Anfang an beobachtet hatte, und wenn ich mich seines angstvollen Blickes und dieses tödtlichen Erbleichens erinnerte, kam es sogar wie Mitleid über mich, dass ich ihm die offenbar unangenehme Situation bereitet hatte. Allein meine kriminalistische Neugier, wenn Sie es so nennen wollen, überwog doch schliesslich Alles, und während ich unverwandten Blicks hinter den Fremden einherging, umklammerten meine Finger fest das verschmähte Amulett, und durch meinen Kopf schwirrte beständig die Frage: was hat es mit diesem Kreuzchen für eine Bewandtniss? Das war das Räthsel . . . Das Räthsel . . .

Während ich die Schaar in solcher Weise beobachtete, schmolz diese immer mehr und mehr zusammen, indem hier der Eine, dort der Andre sich verabschiedete, Einige in ein

Weinhaus einbogen, Andere zum Theater abschwanken; nur Koloseff und sein Partner setzten schliesslich ihren Weg noch weiter fort. Sie gingen nicht mehr Arm in Arm, sondern schweigend nebeneinander, aber gleichsam durch ein unsichtbares Band zusammengehalten, der Eine immer dicht an des Andern Seite, wie . . . fast hätte ich gesagt: wie ein Gendarm und ein Arretirter. In der That schien es, als wollte der Aeltere den Jüngern nicht allein lassen, denn mehrmals bog Koloseff in eine Seitengasse ein, in welche der Andere offenbar nur mit einer raschen Wendung und unter schärfster Aufmerksamkeit auf den Begleiter zu folgen vermochte. Dieses Spiel nahm so sehr mein Interesse in Anspruch, dass ich leider auf nichts Anderes mehr Acht gab und hierdurch plötzlich das ganze Resultat meiner Verfolgung zunichte machte. Die Fremden, welche in einer kleinen Nebengasse dahingeschritten waren, bogen plötzlich wieder gegen die Friedrichstrasse ein, und als ich, um sie bei dem dort herrschenden Menschengewühl nicht aus den Augen zu verlieren, rascher nacheilte, rannte ich auf einmal mit solcher Gewalt an einen Herrn an, dass mir der Hut

vom Kopfe fiel, und Funken vor meinen Augen tanzten. Der Herr, mit dem ich zusammengestossen war, bückte sich zwar, um den Hut aufzuheben, dabei flog dieser aber noch weiter fort, und als ich ihn endlich erhascht hatte, sah ich mit einem Fluch, dass meine Verfolgten verschwunden waren und keine Aussicht bestand, sie mehr aufzufinden. Mein Karambolirter dagegen lüftete lächelnd mit einer höflichen Entschuldigung seinen Cylinder und entfernte sich eilig in entgegengesetzter Richtung. Verdammt, wo hatte ich nur sein Gesicht schon gesehen?

Plötzlich erhellte sich wie im Blitze mein Gedächtniss: es war einer jener zwanzig Russen gewesen! Und ich Dummkopf hatte mich durch einen abgekarteten Streich über-
tölpeln lassen.

Da stand ich nun in dem abgelegenen Seitengässchen wie ein Knabe, dem der Vogel ausgekommen ist, und hätte beinahe vor Zorn geweint. Indessen — die Sache war nun einmal vorbei, und ich musste suchen, auf andere Weise den Burschen beizukommen. Ich beschloss also zunächst, bei der Polizeidirektion den einen, dessen Namen ich ja kannte, zu eruire; dann konnte ich auch

den Wirth des Restaurants, in welchem die Gesellschaft eine chambre séparée genommen hatte, nach ihnen ausforschen und schliesslich — so gross ist Berlin doch noch nicht, dass einem unter zwanzig Menschen nicht der oder jener bald wieder einmal begegnen würde. Mit diesem Raisonnement und einer Flasche Rüdesheimer, die ich nachher bei Dressel zu mir genommen hatte, getröstet, machte ich mich Nachts Ein Uhr auf den Heimweg. Ich wohnte in einer der äussersten Strassen Berlins, weil ich diese endlosen steinernen Miethskasernen, von denen aus man Tag für Tag nur Mauern und Staubwolken sieht, für den Tod nicht ausstehen kann. Als ich allmählig aus den belebteren Strassen in jene einsamen Gegenden kam, wo nur selten noch ein Wagen, ein Schutzmann oder ein ehrlicher Christenmensch einem begegnen, fasste ich wie immer den Griff meines Revolvers etwas fester, lockerte die Schiessversicherung und beschleunigte meine Schritte.

Ich traversirte einen alten, vernachlässigten Platz, auf dem vor Zeiten ein Friedhof gewesen und den jetzt mit seinen schlechtgekiesten Wegen, den unbeschnittenen Sträuchern

und den mageren, krank aussehenden Rasenplätzen unter Tags die Vorstadtkinder als Spielplatz benutzten, während Nachts etliche Strolche drin herumlungern, um auf den paar Holzbänken eine nur selten gestörte Ruhe zu suchen. Da ist [mir, als vernähme ich einen unterdrückten Hülfschrei, der plötzlich aufflackert und verschwindet, wie ein im Winde angestrichenes Zündholz, und höre mit geschärftem Ohr etwas wie dumpfe, klappende Schläge. Ich fürchte mich nicht, und ohne langes Besinnen eile ich der Stelle zu, woher ich den Hilferuf vermuthete. Wahrhaftig! Dort, wo die vier Kieswege sich kreuzen, sehe ich einen Mann von drei oder vier Strolchen angegriffen, die mit Stöcken und Knütteln auf ihn einschlagen, während er wie ein Marder bald dem Einen, bald dem Andern an die Kehle springt, zurückgestossen wird, wieder anspringt, stürzt . . . kurz mit der Wuth eines Verzweifelten sich gegen die Uebermacht wehrt, die ihn doch bald bezwungen haben wird. Ich renne mit einem lauten „Hurrah“, um den Unterliegenden zu ermuthigen, auf die Bande los. Einer erhebt den Stock gegen mich, da kracht schon der erste Schuss meines Revolvers — allerdings

ohne zu treffen — aber wie durch einen Zauberschlag sind bei diesem Knall die Gauner in alle Winde zerstoßen. Ich bücke mich auf den zu Boden Liegenden hernieder und rufe ihn an:

„Heda, Mann! Was ist's mit Ihnen? Können Sie stehen? Sind Sie verletzt?“

Keine Antwort.

Schnell entschlossen hebe ich den ganzen Menschen auf — er ist federleicht — lege ihn auf meine Schulter und renne mit ihm aus dem unheimlichen, dunkeln Dickicht des Platzes heraus auf das Trottoir der nächsten Strasse, um bei einem erneuten Angriff wenigstens eine Mauer im Rücken zu haben.

Nun und endlich erscheint auf meinen Schuss hin auch ein Schutzmann. Wir tragen den Verletzten in das flackernde Licht der einzigen noch brennenden Laterne, und siehe, ihre gelben Strahlen beleuchten plötzlich mit fahlem Schein das todesblasse Gesicht des jungen Russen . . .

Ah! Nun war er mein, und nun galt es, ihn nicht mehr entwischen zu lassen! Ich war fest entschlossen dazu.

Dem Schutzmann erklärte ich, dass ich den Verwundeten kenne und einstweilen in

meine Wohnung bringen würde, da es ihm gewiss sehr unangenehm wäre, in ein Hospital zu kommen. Da wir kein Blut an ihm bemerkten, so konnten wir annehmen, dass ein Messerstich oder dergleichen nicht vorhanden sei; auch athmete er ruhig und gleichmässig und machte überhaupt mehr den Eindruck eines durch Schreck Ohnmächtigen als eines Schwerverletzten

So trugen wir ihn denn zusammen schnell nach meinem Hause, welches nicht mehr allzuweit entfernt war, und der Mann des Gesetzes half mir noch, ihn auf mein Sopha zu legen, dann verschwand er mit einem guten Trinkgeld von mir in der Tasche, und ich war mit Sascha allein.

Ich konnte jetzt sein Gesicht studiren wie ein aufgeschlagenes Buch, und ich muss nochmals ausrufen: „Welch' ein Gesicht!“ Jetzt, da diese dunkeln Augen geschlossen waren, konnte man erst erkennen, dass jeder Zug, jede Linie dieses Kopfes klassisch war! Wenn ich Ihnen sage, dass ich nie im Leben, niemals ein vollendeteres Bild griechischer Götterschönheit gesehen habe —! Doch genug! Meine Studien an diesem Bilde wurden durch eine sehr seltsame Begebenheit unterbrochen.

Während ich den armen Menschen auf meinem Diwan noch immer bewunderungsvoll betrachte, bemerke ich plötzlich, dass die schon zurückkehrende Farbe seines Angesichts wieder verschwindet, dass seine Lippen wieder blass und schmal, sein Athem unhörbar zu werden beginnt, und dass diese Ohnmacht ganz den Anschein zu bekommen anfängt, als ginge sie in's Sterben über. Ich eile an meinen Schrank, in welchem Aether, Moschus und dergleichen Dinge vorsorglicher Weise aufgehoben waren, und flösse ihm einige Tropfen davon auf und zwischen die Lippen. Dann fällt mir ein, dass ihn die Kleider drücken oder doch irgend eine verborgene, blutende Wunde vorhanden sein möge, und ich öffne seinen Rock, die Weste und das eigenartig nach slavischer Sitte mit Stickereien verzierte Hemd. Doch da es offenbar am Rücken oder auf der Achsel geschlossen ist, nehme ich rasch mein Taschenmesser und schlitze es mit einem Ruck von oben bis unten Und wissen Sie, was mir entgegenwogte?

Ein weisser, wundervoller Frauenbusen! —

Haben Sie schon einmal in einem Hause die Thüre Ihres Zimmers verfehlt und aus

Versehen das Boudoir einer Dame betreten? Ich kann Ihnen sagen, dass ich damals nicht weniger schnell das aufgeschnittene Hemd zusammenzog, als Sie die Thüre wieder zugezogen hätten. Ich glaube sogar, dass ich wie ein Schuljunge erröthete und bebte, so sehr hatte diese Entdeckung mich überrascht, und es ist mir unmöglich zu sagen, ob sie mir damals mehr peinliche oder angenehme Empfindungen erweckt hat. Allein, geschehen war nun einmal geschehen, und das Nächste blieb immerhin, das Leben der schönen Unbekannten zu retten, mochte was immer für ein Geheimniss dahinter stecken!

Dieses Bewusstsein gab mir nach wenigen Augenblicken meine Ruhe wieder; mit Entzücken fühlte ich bald darauf, dass unter diesen weissen Hügeln wieder ein Herz zu klopfen, eine Lunge zu athmen begann. Mein Schnitt war wirklich eine lebensrettende Operation gewesen, und während ihre Brust sich langsam zu heben und zu senken anfang, sah ich auch, wie ihre Lippen sich langsam roth und röther färbten, ihre kühlen Hände sich erwärmten und ihre halboffenen Augenlider sich leise schlossen. Nach zwei Minuten erwachte sie und starrte mich an. Nur als

ein kühler Luftzug ihre nackte Brust berührte, zuckte sie wie ein verwundetes Wild zusammen und legte ihre beiden Hände darüber, als könnte sie Alles verdecken . . . Aber da sie sah, dass ich ihr ganzes Geheimniss doch schon kennen müsse, übergoss eine jähe Röthe ihr Gesicht, und sie schloss wieder in tiefster Scham ihre prächtigen Augen . . .“

Der Baron schwieg abermals eine Weile und schien einen ganzen Sturm der Erinnerung an sich vorüberziehen zu lassen, bis er endlich fortfuhr:

„Was soll ich Ihnen lange diese ganze Geschichte erzählen? Sie können sich denken, wie es weiterhin gegangen ist. Wie ich mich entschuldigte, sie in diese Lage gebracht zu haben; wie sie mich bat, ihrer zu schonen, und mich anflehte, sie nicht zu verrathen; wie verzweiflungsvoll ihre Blicke sich in meine Augen senkten, um die Antwort zu erfahren, und wie dankbar, wie glücklich sie aufleuchteten, als ich ihr versprach, sie zu schützen und bei mir zu verbergen. Dann wurde sie wieder bewusstlos, und ich kleidete sie aus und trug sie in mein Bett. Siebzig Stunden wachte ich bei ihr, während sie halb leblos dalag, lauschte auf jeden ihrer Athem-

züge, zählte jeden Schlag ihres Herzens und verzehrte mich in Vorwürfen über mein vor-eiliges Mitleid und in Sorgen um ihr junges Leben. Einen Arzt durfte ich ja nicht rufen, ich durfte das Zimmer nicht verlassen, ich durfte Niemand sehen und sprechen, wollte ich sie vor ihren Verfolgern geborgen wissen. Und innerhalb dieser siebzig bangen Stunden verliebte ich mich in sie, wie man sich nur in ein Weib verlieben kann! Ach, wie ich mich oft wehrte gegen diese andrängende Leidenschaft, und wie ich dann schliesslich dennoch immer meinen Mund auf ihre halb-geöffneten Lippen drückte. Ich weiss wohl, sagte ich mir, das ist ein Diebstahl, Du darfst sie pflegen, weiter nichts! Aber eine andre Stimme flüsterte mir zu: „Nimm! Nimm! Diese Küsse sind Dein Lohn dafür, dass Du ihr das Leben gerettet!“ Sehen Sie, so egoistisch, so gewinnsüchtig, habgierig war ich geworden.

Dann endlich erwachte sie und genas. Ein Gummiknüttel hatte ihr die schwere Gehirnerschütterung beigebracht; sie konnte sich jetzt dessen deutlich erinnern, sie wusste wohl auch wer ihr den Schlag gegeben, doch sagte sie es nicht. Aber was sie sonst sagte,

das liess mich auch die Fragen nach allem Andern vergessen, denn das war so lieb, so lieb . . . und das Ende davon war immer: „Du hast mir das Leben gerettet, Dir gehöre ich . . . mit meinem Leib und meiner Seele —“

Eine Woche nach dem Ueberfall wohnten wir in einem reizenden kleinen Landhause bei Charlottenburg, das ich auf ihre Bitten hin gemiethet hatte. Wir waren Beide jung, und die Wochen vergingen uns wie Minuten, denn wer war glücklicher als wir Beide? Die Liebe bot uns immer neue, immer süssere Genüsse, und wir kosteten sie aus bis zum Grunde, nicht wild, trunken, sondern wie zwei verständige Zecher, die alles Gute mit immer neuem, wonnigem Behagen schlürfen. Und so erfüllt waren wir von diesem Glück, dass es Keinem einfiel, den Andern nach dem Wie, Woher und Warum zu fragen.

Sie wusste kaum mehr, als dass ich Paul, ich kaum mehr, als dass sie Wera hiesse. Ihr kleines goldenes Kreuz hatte ich ihr längst zurückgegeben, und es hing mit einer rothen seidenen Schnur so fest an ihrem Halse, wie es jetzt an dem meinigen hängt. Ach, wie oft habe ich dieses Kreuz geküsst, wenn es auf den lebendigen, warmen, weissen

Kissen ihres Busens auf und nieder tanzte! Und scherzend hatte sie oft gesagt, dass dies Kreuz ein Liebeszauber sei, der mich an sie gekettet habe.

Und dann, eines Tages, plötzlich kam das Ende! Wir lagen noch Beide zu Bett, als mein Diener hereinstürzte mit dem Rufe, dass ich sofort herauskommen möchte. Ich kleidete mich rasch an und trat vor die Thüre. Drei Detektivbeamte nahmen mich in Empfang und erklärten mich für verhaftet. In diesem Moment höre ich auch schon im Zimmer drinnen Weras Schrei und will hinein, mich ihr zur Hülfe zu bieten.

Man lässt mich nicht weiter. Durch die etwas geöffnete Thür sehe ich, dass sie halb angekleidet ist und, mit einem flehentlichen Blick nach mir, das Kreuz von ihrem Busen reißen will, um es mir zuzuwerfen. Allein die Polizisten, welche vielleicht einen Selbstmord befürchteten, hielten ihre Hände wie in Schraubstöcken und entzogen sie im nächsten Augenblick meinen Blicken. Eine kurze Weile wurde ich noch zurückgehalten, während welcher Wera an mir vorübergeführt wurde; im Vorbeigehen wandte sie nochmals das Haupt zu mir, schaute mich an mit tiefem,

todestraumigem Auge und sprach auf russisch die Worte:

„Lebe wohl, Liebster, wir werden uns nie mehr sehen.“

„Wera,“ rief ich, „warum werden wir verhaftet? Wer bist Du?“

„Das Kreuz sagt Alles!“ erwiderte sie, dann schleppte man sie in einen Wagen und führte sie davon.

Ich selbst musste in einer zweiten Chaise Platz nehmen, und einige Stunden später befanden wir uns in Moabit.

Der Polizeidirektor verhörte mich in höchsteigener Person und erkannte bald, dass er es mit keinem Verbrecher zu thun hatte. Ich konnte mich ausweisen und wurde mit einer nachdrücklichen Verwarnung für meine Thorheit und dem Rathe, recht bald nach Oesterreich zurückzukehren, entlassen. Mit meiner kriminalistischen Spürerrolle war es natürlich aus; Wera habe ich nie mehr gesehen.“

„Und auch nie mehr etwas von ihr gehört? Wer war sie eigentlich? Eine Nihilistin oder dergleichen?“

Er schüttelte den Kopf. Da fiel mir ein, dass er ja das Kreuz besitze.

„Aber wie sind Sie dann nochmals zu dem Kreuze gekommen?“ fragte ich.

Er erzählte: „Vor drei Jahren war ich mit einem englischen Freunde in Russland, um die Zustände kennen zu lernen, von welchen Kennan einige Zeit vorher so be-
trübende Schilderungen gegeben hatte. Wir besuchten viele Festungen, Gerichtsgebäude und Gefängnisse und wurden, da wir vor-
zügliche Empfehlungen hatten, im Allgemeinen recht gut aufgenommen. Es machte uns den Eindruck, als habe Kennan doch viele Dinge gar zu schwarz geschildert, allein es mag auch sein, dass nach dem Sturm, den seine Enthüllungen hervorriefen, die Zustände bis zu unserer Ankunft schon ein wenig, wenn auch nur äusserlich, gebessert worden waren. Immerhin sind diese russischen Gefängnisse noch trübselig und schrecklich genug, und obwohl schon viele Jahre darüber hinwegge-
gangen waren, machte mich doch überall der Gedanke erschauern, dass hinter einem dieser vergitterten Löcher vielleicht sie, meine arme namenlose Liebste, schmachten könnte. Wer beschreibt also meinen Schrecken, als ich plötzlich aus dem Innern eines kleinen Gefängnisses heraus an der sibirischen Grenze

meinen Namen rufen höre. Ich war wirklich zu Tode bestürzt, wie Einer, der am hellen Tage ein Gespenst gesehen hat, fasste mich aber schliesslich und spähte wie ein Luchs zu allen Fenstern empor, ob ich nicht die Gestalt wahrnehmen könnte, zu der die Stimme gehörte. Der Gouverneur, der uns in eigener Person begleitete, musste indessen die Worte ebenfalls vernommen und den Sprecher derselben erkannt haben, denn er flüsterte einem der herumlungernenden Soldaten rasch einige Befehle zu und drängte uns unter allerlei Vorwänden sobald als möglich aus dem Gefängnisshofe hinaus. Ich weiss nicht, wie es kam, aber ohne mich von der Ahnung befreien zu können, dass hier die Lösung meines Räthsels zu finden sein müsse, verbrachte ich noch drei Tage in dem kleinen sibirischen Nest, bis mein Begleiter schliesslich energisch zur Weiterreise drängte.

Ich wollte indessen um jeden Preis vorher nochmals versuchen, dem unseligen Geheimniss auf die Spur zu kommen, und begab mich daher am Abend vor unserer Abreise noch einmal ganz allein zu dem Gefängniss. Man liess mich natürlich nicht ein, aber an der Pforte des Hofes machte sich

ein alter, schmutziger Kerl mit grauen Haaren und einem vor Schmutz und Fett starrenden langen Barte in so eigenthümlicher Weise an mich heran, dass ich glaubte, er wolle mich anbetteln, und rasch, um ihn wegzubringen, ihm einige Kopeken zuwarf. Nichtsdestoweniger, und trotzdem er unter vielen Bücklingen die Münzen zu sich steckte, liess er mich dennoch nicht in Ruhe, sondern folgte mir eine gute Strecke weit auf dem Fusse.

„Was willst Du, Bursche?“ redete ich ihn an.

„Verzeihung, Väterchen,“ flüsterte er, „ich dachte, Ihr würdet mir etwas abkaufen.“

„Ich kaufe nichts,“ erwiderte ich, „geh’ Deiner Wege.“

Er nestelte etwas aus seinem grünen, schmutzigen Kaftan und hielt es mir hin.

„Ich dachte, es wäre etwas für Euch, Väterchen.“

Ich stutzte.

„Was ist es?“

Er gab es mir in die Hände; es war dies Kreuz.

Ich erkannte es sofort und erzitterte bis in’s tiefste Mark. Also hatte ich mich nicht

getäuscht: es war Wera gewesen, die mich gerufen hatte. Sie war hier, sie hatte Mittel und Wege gefunden, diesen Boten zu mir zu senden, sie liebte mich noch immer — und ich muss sie wiedersehen! Diese Gedanken schossen mir wie Blitze durch das Haupt. Den alten Bettler hätte ich vor Freude umarmen mögen.

„Wer hat Dir dies gegeben?“

„Niemand,“ sagte er. „Aber kaufst Du es, Väterchen?“

„Ja, ja!“ schrie ich und steckte ihm eine Handvoll Gold zu, „aber nun rede: wo ist sie? Wann, wozu hat sie Dir dies Kreuz gegeben?“

Er starrte mich verständnislos an; ich wollte vor Angst und Ungeduld vergehen. Ich schüttelte ihn und rief:

„Woher hast Du dies? Wer bist Du eigentlich? Wer ist sie?“

Da begannen seine alten Beine zu zittern, und er stammelte ganz erschreckt:

„Mach' mich nicht unglücklich, Väterchen! Es ist ja nichts gar so Schlimmes. Ich habe es ihr freilich abgenommen, aber was thut sie damit? Wozu braucht sie es?“

Das letztere Argument schien ihm besonders zu gefallen, denn mehrmals wiederholte er wie zu seinem eigenen Troste: „Ja, wozu braucht sie es, wozu braucht sie es?“

Mich erfasste eine wahnsinnige Erregung.

„Um Gotteswillen, wem hast Du dies abgenommen, Hund? Sprich, oder ich schlage Dich todt!“

„Einer Gefangenen, o Herr,“ stammelte er, „welche heute Nacht gehenkt worden ist.“

„Gehenkt?“ schrie ich auf; „wer bist Du denn?“

„Der Todtengräber, Väterchen, halten zu Gnaden.“

„Und sie? Wer war sie?“

„Ich weiss nicht, Väterchen, Nummer neunundneunzig!“

Ich musste mich an einem nahen Gartenzaune festhalten, um nicht umzusinken — endlich konnte ich nach Hause wanken. Andern Morgens fuhren wir ab.

Die Gefängnisse des Zarenreiches besaßen übrigens von diesem Tag an kein Interesse mehr für mich, und so kehrte ich schon in der nächsten grösseren Bahnstation um und nach Petersburg zurück. Dort studirte ich mit grossem Eifer alle mir zugänglichen

Wappenbücher des Adels von Russland, um zu erfahren, wer die Trägerin dieses Amuletts gewesen sei. Umsonst! Nur ein Wappen habe ich gefunden, welches dem des goldenen Kreuzchens täuschend ähnlich ist, aber Sie werden zugeben, dass hierdurch mein Räthsel nur noch räthselhafter würde. Das Wappen ist nämlich dasjenige der Familie — — Romanow!“



Die Diebin.

Von

A. De Nora.

Die Diebin.

Von A. De Nora.



IR sassen in einem Coupé zweiter Klasse des Berlin-Wiener Schnellzuges. Im Laufe der Unterhaltung waren wir, ich weiss nicht wie, auf die Lombroso'sche Theorie vom „geborenen Verbrecher“ gekommen, und der Doctor Assow, welcher dieselbe vertheidigte, wurde von einem Berliner Rechtsanwalt als Gegner ziemlich stark in die Enge getrieben. Sie hatten schon eine geraume Zeit miteinander disputirt, denn der letztere behauptete, auch der sittlichste Mensch könne durch bestimmte Verhältnisse zur Verübung eines Verbrechens getrieben werden, während der Doctor dies ganz und gar in Abrede stellte.

„Wissen Sie,“ sagte der Rechtsanwalt, „dass Sie selbst so gefeit gegen derartige Schicksalsfügungen sind? Ich nicht! Es giebt kuriose Dinge im menschlichen Leben und Sie dürfen mir glauben, dass ich in diesen Beziehungen schon sehr seltsame Erfahrungen gemacht habe.“

„Ich gebe es Ihnen gerne zu,“ sagte der Arzt, „allein Sie sahen solche Fälle als Jurist, als Laie, und konnten sich gewiss nicht darum kümmern, wie es mit der Seele vom medicinischen Standpunkt aus beschaffen war.“

„Vielleicht doch,“ erwiderte der Anwalt, „denn ich habe selbstverständlich nicht versäumt, im gegebenen Moment Sachverständige zu Rathe zu ziehen und deren Beurtheilungsfähigkeit müssen Sie denn doch gelten lassen, nicht wahr?“

Er war aufgestanden und lehnte sich, die Hände gemächlich in den Taschen seines Rockes begrabend, an die Coupéthüre. „Ich will Ihnen,“ sprach er, „statt allem Anderen einfach einen Fall erzählen:

Ich habe vor zwei Monaten eine alte Frau verteidigt, welche, um ihren Hunger zu stillen, eine Flasche Schnaps gestohlen hatte.“

„Eine Flasche Schnaps um ihren Hunger zu stillen?“ Der Doctor lachte: „Juristen drücken sich oft eigenthümlich aus. Sie wollen sagen, ihren Durst zu stillen.“

„Durchaus nicht, Verehrtester, sondern ihren Hunger. Ihr Mann war ein Schnaps-trinker gewesen und nachdem er sich und sie vollkommen ruinirt hatte, that er das Einzige, was seine Familie noch retten konnte, er starb. Irgendwo in einer Gosse oder einem Hospital, was weiss ich. Die Frau suchte nach Arbeit. Man gab ihr keine, denn sie war die Wittwe eines Lumpen und wer weiss, dachten sich die biedereren Leute, ob sie Dir nicht zehnmal mehr stiehlt, als Du ihr Lohn geben musst. Und da sie Vieles ertragen hatte, ertrug sie auch das mit dem Gleichmuth eines Thieres, welches oft geschlagen worden. Sie kam immer wieder und bettelte um Arbeit und bettelte umsonst. Hätte sie um Brod oder alte Kleider und dergleichen gebettelt, würde sie gewiss genug bekommen haben. Allein, das wollte sie nicht, und so litt sie Hunger. Eine Zeit lang geht so etwas, aber endlich fordert doch die Natur ihre Rechte und als sie drei, vier Tage lang keinen Bissen mehr gegessen hatte, gab es nur zwei

Wege für sie. Entweder um jeden Preis diesen Hunger zu stillen oder zu sterben. Und nun reflectirte sie in folgender Weise: Mein Mann hatte nie Hunger und ass nie einen Bissen, denn er trank Schnaps und behauptete, Schnaps stille jeden Hunger und sei besser als alle Nahrung. Wenn ich mir jetzt ein Stück Brod bettle, habe ich in zwei Stunden wieder Hunger und es wird die alte Geschichte sein. Wenn ich aber Schnaps hätte, würde ich es wohl noch vier, fünf Tage ohne Brod aushalten, und wer weiss, ob ich nicht bis dahin doch Arbeit bekäme. Indessen, wer wird mir Schnaps schenken, wenn ich darum bettle? Sie werden mich davonjagen wie einen Hund. Ich muss ihn nehmen. Und so schleppte sie sich in eine Destille, bettelte um Arbeit und stahl eine Flasche Schnaps — vom Büffet weg. — Es war der erste Diebstahl ihres Lebens. Werden Sie sagen, dass dieses Weib eine verbrecherische Anlage besass?“

„Vielleicht nicht,“ replicirte der angeredete Doctor, indem er gemächlich den Rest seiner Cigarette in den Aschenbehälter legte — „allein sie handelte nicht mit vollkommener Zurechnungsfähigkeit. Sie befand sich in

Folge des langen Hungerns und der fortwährenden Enttäuschungen in einem seelischen Zustande —“

„Das habe ich auch gesagt, als ich sie vertheidigte,“ unterbrach ihn der Rechtsanwalt, „allein das Gericht war nicht dieser Ueberzeugung. Uebrigens war es ihr letzter Diebstahl.“

„Wieso?“

„Sie starb bald nach der Verhandlung, woran, kann ich Ihnen nicht sagen, ich denke an Entkräftung.“

„Und Sie wollen also diese Frau als sittlich starken Charakter hinstellen, der durch die Macht der Umstände zum Verbrechen getrieben wurde?“

„In gewisser Beziehung, ja. Denn Sie werden doch zugeben, dass es diese Frau leichter gehabt hätte, zu betteln, wenn sie nicht zu stolz gewesen wäre.“

„Uebrigens,“ warf ich ein, „bedarf es keiner so weit hergeholten Motive. Wir lesen täglich in den Zeitungen, dass Der oder Jene aus Liebe zum Mörder wurde und doch ist gewiss die Liebe kein so zwingendes Motiv, als der Hunger . . .“

In diesem Moment wurde die Wagenthüre geöffnet und ein neuer Fahrgast eingelassen. Er war ohne Gepäck und setzte sich, nachdem er gegrüsst, in die andere Ecke des Coupés, ohne sich um unser Gespräch zu kümmern. Er mochte dreissig Jahre alt sein, trug einen dunkeln Sammtrock und weite Hosen und machte den Eindruck eines Künstlers.

„Sie werden aber selten lesen, dass die Liebe allein es war, was den Betreffenden zum Morde getrieben,“ sagte der Arzt. „Meist ist es Eifersucht, Rachsucht, der Versuch, einen Fehltritt zu verwischen, oder irgend ein derartiges egoistisches Motiv, welches, wie ich vorhin behauptete, den äusseren Anstoss zur Verübung des Verbrechens giebt und um so leichter wirkt, je degenerirter der Mann war und je roher und unmoralischer seine Gefühle.“

„Der Mann?“ warf ich ein, „ich rede vom Weibe. Sind Kindsmörderinnen zum Beispiel psychopathisch belastet?“

„Wenigstens befinden sie sich häufig im Zustand krankhafter Erregung, besonders wenn sie die That bald nach der Geburt des Kindes verüben.“

Der Advokat nahm das Thema auf und frug spöttisch:

„Und in welchem Zustand befinden sie sich zur Zeit, in der sie den Keim zu dem jungen Leben legen, das sie tödten werden?“

„In einem exaltirten jedenfalls“, entgegnete ruhig der Arzt, „denn ich bestreite absolut, dass ein anständiges Mädchen, wenn es nicht von Natur aus schon etwas moralisch defect ist, sich von irgend Jemand vor der Hochzeit gebrauchen lassen wird. ‚Niemand opfert dem, den er liebt, seine Ehre‘, sagt Helmer in der Nora.“

„Das haben Millionen Frauen gethan“, erwidert Nora darauf. Nicht wahr?“

Ich hatte dem Doctor diese Antwort gegeben, um meinen Freund, der sich wenig um Litteratur kümmerte und gewiss keinen bessern Einwand hätte finden können, zu entlasten. Und das Gespräch reizte mich. Ich war begierig, was der Skeptiker antworten würde, inzwischen zündete ich mir eine Cigarre an.

Der Fremde, welcher bisher von uns keine Notiz genommen hatte, bat mich jetzt um Feuer für seine Cigarette und ich sah, dass

er aufmerksam hinhorchte, als der Doctor erwiderte:

„Ganz recht, lieber Freund, aber eben darum ganz falsch. Glauben Sie im Ernst, dass eine gesunde Frau aus purer Liebe zu ihrem Mann ein paar Jahre Zuchthaus riskiren wird?“

„Warum nicht,“ entgegnete der Rechtsanwalt, „ich habe schon aus ganz anderen Gründen Leute in's Zuchthaus spazieren sehen.“

Der Fremde war näher gerückt und mischte sich jetzt in's Gespräch mit der Frage an den Doctor:

„Verzeihen Sie, mein Herr, und wesshalb halten Sie etwas Derartiges für unmöglich?“

„Weil ich die Liebe überhaupt für kein Motiv halte, das im Leben eine solche Rolle spielt wie in den Romanen, Tragödien und dergleichen. Die Liebe ist eine physiologische, eine rein sinnliche Thätigkeit unserer Seele; sie ist daher sogar an gewisse Lebensalter gebunden und ihre Wirkung auf das Leben ist eine ganz bestimmte, eng begrenzte, klar vor Augen liegende. Die Liebe zwischen Mann und Weib ist eben nichts als das

natürliche Annäherungsbedürfniss zum Zweck der Fortpflanzung der Species, daher ist sie für mich nur Motiv, solange und soweit sie diesem Zwecke dient. Alles, was darüber hinaus Liebe genannt wird, ist meiner Ansicht nach eine krankhafte Ueberspannung, oder sagen wir Ueberspanntheit der Nerven, und wenn sie zu solchen, ganz ausserhalb ihres Zweckes liegenden Handlungen führt, wie sie nach dem Moralgesetze als Verbrechen bezeichnet werden, so liegt sie längst ausserhalb des gesunden Typus.“

„Sie meinen also, dass eine solche Art von Liebe mehr im Gehirn der Dichter als in der Wirklichkeit existirt und dass, wo sie in Wirklichkeit zu Verbrechen führt, nicht die Liebe, sondern eine geistige Krankhaftigkeit die Hauptschuld trage?“

„Ganz richtig,“ bemerkte der Doctor.

„Nun ist mir aber ein Fall bekannt,“ fuhr der Fremde fort, „welcher Sie vielleicht eines Andern überzeugen dürfte. Wenn Sie gestatten, meine Herren, will ich Ihnen die Geschichte erzählen.“

Wir nickten Beifall und er begann mit eigenthümlich vibrirender Stimme, welche häufig halb gedämpft durchklang durch die

Hand, mit der er von Zeit zu Zeit seinen starken, braunen Bart strich:

„Das junge Mädchen, von dem ich spreche, war die Tochter eines Gymnasiallehrers in einem kleinen württembergischen Städtchen. Sie hatte noch vier Brüder, welche alle studirten, wesshalb die Familie eigentlich arm war wie Kirchenmäuse, und nur von der Hand in den Mund lebte. Aber sie liessen nach aussen hin nichts davon merken und trugen ihr Loos mit jener Zufriedenheit und Genügsamkeit, die für den kleinen deutschen Beamten charakteristisch ist. Der Vater ging regelmässig mit einem langen schwarzen Gehrock, welcher alle Tage von seiner Tochter sorgfältig gebürstet wurde, in die Schule, und wenn er fort war, besorgten die beiden Frauen — Lotte, die Tochter, war 22 Jahre alt — ihr kleines Hauswesen mit solcher Pünktlichkeit und Sauberkeit, dass der gute Mann gar nicht wusste, wie das Alles mit seinem geringen Gehalt möglich war und im stillen Kreise der Seinen jedesmal den Aerger vergass, den ihm die Buben in der Schulstube reichlich bereiteten. Allerdings hatte es einmal in diesem ruhigen Teiche schlimme Wirbel gegeben. Das war damals, als Lotte

mit einem Bräutigam aufwartete, einem jungen brodlosen Künstler, den sie bei einer Freundin kennen gelernt hatte und der nichts besass als seine Kunst und einen grossen Wechsel auf die hoffnungsvolle Zukunft, die er sich mit seiner Kunst erobern wollte. Und an dem unerbittlichen Nein des Vaters waren damals alle weiteren Versuche gescheitert. Allein die Liebe — oder wie Sie, verehrter Herr, sich auszudrücken belieben — ‚das natürliche Annäherungsbedürfniss‘ lässt sich so leicht nicht unterdrücken und die jungen Leute führten insgeheim ihren Liebeshandel mit aller jener Zähigkeit und Treue fort, die bei charakterfesten Menschen gerade durch den Widerstand erworben wird. Der junge Künstler strebte und arbeitete, um sich eine sichere Stellung zu erobern und nochmal um sie werben zu können, das Mädchen suchte in der Arbeit und der Lectüre seiner Briefe den Ersatz für ihr Getrenntsein von dem Geliebten. Einer dieser Briefe aber wurde ihr verhängnisvoll. Er schrieb ihr, dass er an dem Modell zu einer Preiskonkurrenz arbeite, bei der er sicher hoffe, den Sieg davonzutragen, dass ihm aber zur Miethe des Ateliers und zu dem nöthigen Material nur

lumpige paar hundert Mark fehlten, ohne welche er nichts anfangen könne und den Kampf aufgeben müsse, bevor er noch begonnen wäre. Dieser Brief versetzte sie in die grösste Unruhe; sie kannte ihn und wusste, dass er sich nur in der äussersten Noth an sie wenden würde und dass er mit diesen fehlenden paar hundert Mark auf die letzte Karte seines Lebens setze. Sie wusste, dass Alles auf dem Spiel stand und dass sie ihm unter allen Umständen das Geld verschaffen müsse.“

Der Erzähler unterbrach sich und fragte den Doctor mit einem leisen Anflug von Sarkasmus: „Sie halten doch bis hieher das Mädchen noch nicht für wahnwitzig, mein Herr?“

„Nun,“ erwiderte der Gefragte, „ich denke, dass das Gefühl, welches sie damals besass, doch weniger Liebe als Angst gewesen ist; sie fing an, schwarz zu sehen, sie hielt den Geliebten und sich selbst schon für verloren, obwohl nichts dergleichen im Briefe stand und die Vernunft ihr hätte sagen müssen, dass auch durch das Opfer der paar hundert Mark noch lange nicht die Sicherheit für die Erringung des Preises gegeben war.“

„Ich möchte mir die Bemerkung erlauben, dass gerade diese Angst und diese Hoffnung, dies Vertrauen und Ahnen eben die wahre Liebe ist,“ erwiderte der Fremde und fuhr dann fort:

„Und in ihrer rasenden Liebe gab es für sie auch nur den einen Gedanken, wie sie ihn retten sollte. Aber sie wusste Niemand, der ihr hätte Geld geben können. Ihre Eltern? Sie hatten selbst nichts und dann Würden sie nicht gerade diese Geldnoth des Geliebten wieder als den bekannten Künstlerleichtsinn hinstellen? Juden, Geldleiher? Man bekommt nichts von diesen Leuten, ohne etwas bieten zu können. Und was hätte sie zu bieten gehabt? Nachdem sie Alles erwogen hatte, kam sie zu dem Entschlusse, die Summe zu stehlen. Wäre sie ein Mann gewesen, so hätte sie Nachts ihr Gesicht geschwärzt und irgend einem Reisenden mit dem Revolver in der Faust sein Geld abgenommen. Allein sie war ein schwaches Weib und das Einzige, was sie fürchtete, war das Misslingen. So machte sie sich denn einen Plan, von dem sie die absolute Sicherheit zu haben glaubte, dass er gelingen werde.“

Der Fremde seufzte tief auf und beschattete mit der Hand seine Augen, als ob ihm etwas recht blendend Grelles hineinschiene und ihn schmerze. Der Doctor zündete sich eine neue Cigarette an, indem er uns durch Zeichen zu verstehen gab, dass er die Lösung errathe. Nach einigen Secunden fuhr der Erzähler mit ruhiger Stimme fort:

„Da sie acht Tage Zeit hatte, so begab sie sich nun jeden Morgen vor den Laden eines alten Goldschmiedes in der X-Strasse und studirte die Auslage. Da hingen goldene und silberne Rosenkränze und Uhrketten an einer broncirten Querstange, die den Fenster-raum gegen das Innere zu begrenzte. Hinter demselben fiel ein getheilter, feiner Spitzenvorhang nieder, durch welchen man wohl aus dem Innern heraus-, doch von aussen in den Laden nicht hineinsehen konnte. Der Raum der Fensternische war durch ein etwas schräg gelegtes, mit blauem Sammt beschlagenes Brett ausgefüllt, auf welchem frei und in geöffneten Etuis, Busennadeln, Brochen, Armbänder, goldene Kreuze lagen, Ringe mit edlen Steinen, silberne Serviettenbänder, kleine goldene Trinkbecher, Tabatièren — alle mit kleinen, weissen Cartonblättchen versehen,

die in Rondschrift mit rother Tinte den Preis verzeichnet trugen. In der Mitte des Brettes, nahe dem innern Rande lag in einem kleinen, schwarzsammtenen Kästchen eine mit vielen Brillanten gezierte Broche und darüber stand, durch eine Art Menuhalter befestigt, auf dem weissen Carton der Preis derselben: 350 Mark. Es war das Hauptstück der Auslage.

Am sechsten Tage endlich begab sie sich in das Geschäft und brachte dem Besitzer ihr Anliegen vor. ‚Können Sie mir dies hier auf der Stelle repariren?‘ sprach sie und hielt ihm ein billiges goldenes Ohrringchen hin, an welchem sie vorher die Spange abgebrochen hatte. ‚Ich brauche es nothwendig und bin nur auf der Durchreise hier.‘ Der Goldschmied war ein graues, kurzsichtiges Männchen und nicht ohne Absicht gerade desshalb von ihr gewählt worden. ‚Gewiss, gnädiges Fräulein,‘ erwiderte er, ‚der Schaden wird bald beseitigt sein. Wohin soll ich das Stück schicken, wenn ich bitten darf?‘ ‚Nicht doch,‘ entgegnete sie, ‚ich werde darauf warten.‘ ‚Aber es wird etwas lange dauern, mein Fräulein. Vielleicht haben Sie noch irgend etwas zu besorgen . . .‘ ‚Nein, nein,‘ sagte sie rasch, ‚ich warte. Machen Sie nur ge-

schwind, ich will hier warten, bis es fertig ist.‘ ,Wie Sie wünschen,‘ gab er höflich zurück und bot ihr einen Stuhl an. Allein ihr Drängen und Erröthen machte ihn stutzig, und er beschloss, sie nicht aus dem Auge zu lassen; er war ein alter Practicus und verstand sich auf dergleichen Passionen. Sie aber konnte es kaum erwarten, bis er ging. Ihre Glieder bebten, all’ ihre Nerven waren auf’s Aeusserste gespannt und nur mit Mühe vermochte sie ihre Gelassenheit zu bewahren und sich ruhig niederzusetzen, so lange er noch da war. Der Laden war in seinem rückwärtigen Theil durch eine Holzwand zu einem kleinen Arbeitsraum umgewandelt, in welchem der Tisch mit der Löthlampe, den Feilen, Nadeln, Zängchen und anderen Instrumenten, sowie ein paar hölzerne Drehstühle standen. Unmerklich für die im Laden Stehenden jedoch befanden sich in der Holzwand mehrere Gucklöcher, durch welche man bequem Alles beobachten konnte, was draussen vorging. Hierher begab sich der alte Goldschmied mit dem zerbrochenen Ringlein und stellte sich auf die Lauer. Lotte seufzte als er fort war, erleichtert auf. Jetzt musste der entscheidende Schritt gethan werden und

sie war fest entschlossen, nicht zu zögern. Oh, wenn nur kein anderer Käufer in den Laden kam! Eine halbe Stunde, hatte er gesagt! Zeit genug, das ganze Fenster auszuräumen! Aber sie brauchte nur ein einziges Stück, sie wusste, welches und hatte es sich so genau gemerkt, dass sie es im Finstern gefunden hätte. Geräuschlos erhob sie sich und näherte sich dem Fenster. Wie gut man durch den Vorhang alles draussen Liegende erblicken konnte. Da lag das Ding in seinem schwarzen Sammtkästchen gleissend wie Gold und glitzerte mit tausend farbigen Lichtern in der Sonne. Ihr Blick hing wie fascinirt an den spielenden Brillanten, sachte schob sie ihre weiche zitternde Hand unter den Rand des Vorhangs Da fiel ein Schatten auf die Diamantenbroche und sie schaute auf. Fast hätte sie aufgeschrien. Draussen vor dem Ladenfenster stand ein feingekleideter junger Herr und betrachtete die Auslage. Himmel! Wenn er etwas kaufen wollte, wenn er hereinkam, sie sah, das Zittern des Vorhangs bemerkt hatte oder wenn sie nicht noch rechtzeitig ihn gesehen, ihre Hand zurückgezogen hätte, was dann? Sie schauderte! Und doch! Nicht

aus Furcht vor der Entdeckung, sie wusste, dass es aufkommen, dass sie Schimpf und Schande auf sich laden, für immer entehrt sein würde — sondern aus Furcht vor dem Misslingen. Oh, vielleicht suchte der da draussen gerade die schöne Diamantbroche, ihre Broche aus, um sie für seine Geliebte, für irgend ein verworfenes, feiles Geschöpf zu kaufen, das ihn nie liebte, das ihn verrieth — während sie hier Schande und Elend auf sich nehmen wollte um ihrer Liebe willen. Ihre Hand ballte sich, mit hasslodernden Blicken verfolgte sie seine Bewegungen durch den Vorhang, während hinter der Holzwand ein Paar andere Augen jede der ihrigen verfolgte.

Und die Minuten verstrichen — verstrichen!

Endlich ging der Bummler draussen weiter, sie sah nochmal um, ob Niemand im Laden sei, dann griff sie rasch und energisch nach dem schwarzen Kästchen und schob es in die Tasche ihres Kleides. Der Vorhang flatterte ein wenig von der schnellen Bewegung, dann glättete er sich — Alles war vorbei. —

Sie glitt zu ihrem Stuhl zurück und schloss die Augen, ihr schwindelte. In den Ohren

hämmerten die Pulse und klangen, und jedesmal war es ihr, als klängen sie im Takte: Diebin! Diebin! Aber dennoch kam eine so grosse Wonne und Zufriedenheit über sie, als hätte sie heute das Heil ihrer Seele gerettet. Sie wünschte jetzt nur den Laden verlassen und ihren Raub betrachten zu können, möglichst bald das Geld in den Händen zu haben und dann fort damit, zur Post, dem geliebten Mann übersendet . . . ! Hernach mochte geschehen, was da wollte! Wo blieb nur der alte Mann so lange mit dem Ohr-ring? Oh, wenn er endlich käme!

Der alte Mann hatte inzwischen einen Lehrjungen zur Polizei geschickt und setzte sich nun ruhig hin und löthete das Ringlein. Sie hörte ihn hinten hämmern und rascheln, sie hörte ihn aufstehen, glaubte, er komme, erhob sich, hörte ihn wieder auf den alten Stuhl niedersitzen, welcher jedesmal knarrte, — und verging vor Ungeduld.

Die Minuten verstrichen — verstrichen!

Endlich erschien er. Gleichzeitig trat ein Herr in den Laden. Der Juwelier ging ruhig auf das Mädchen zu. ‚Hier, mein Fräulein,‘ sprach er, ‚ist ihr Gehänge und nun bitte,

geben auch Sie wieder das Stück heraus, das Sie soeben gestohlen haben.'

Sie wurde todtenbleich, die Gegenstände tanzten vor ihren Augen, sie stiess einen entsetzlichen Schrei aus und wäre umgesunken, wenn der Polizist sie nicht aufgefangen hätte.

„Das kennen wir,“ sagte er und begann an ihrem Kleide hinzutasten. Sie kam sofort zu sich und griff in die Tasche, ihre Finger umklammerten mit dem Griff eines Raubvogels das kleine, schwarze Kästchen und als er ihren Arm erhob, musste sie es aus der Tasche ziehen. Aber noch während er ihr gewaltsam die krampfartig geschlossenen Finger löste, sah sie ihn mit starren, weitgeöffneten Augen an und sagte kein Wort. Erst als er den Schmuck an sich nahm und sie aufforderte, mitzukommen, weinte sie. Und dann gingen die Beiden fort. „Anfängerin,“ brummte der alte Goldschmied, „muss sich noch besser üben“ und drehte das gelöthete Ohrringchen in den Fingern. Sie hatte ganz vergessen, es mitzunehmen.“

Der Erzähler schwieg. Dem Doctor war seine Cigarette zu Ende gegangen, er öffnete das Fenster und warf den Stummel hinaus.

„Eine unglückliche Geschichte,“ sagte der Rechtsanwalt, „ich erinnere mich, sie seiner Zeit in den Blättern gelesen zu haben. Wenn ich nicht irre, hat der Vater des Mädchens sich später aus Gram ertränkt?“

Der Fremde nickte. „Erschossen!“ sagte er still und griff nach dem Hute, den er auf das Gepäcknetz gelegt hatte. Eben fuhr der Zug in die Station ein und der Schaffner öffnete die Thüre.

„Und was ist aus dem Mädchen geworden?“ fragte ich noch, während der Fremde sich erhob und zwischen uns durchdrängte.

„Meine Frau,“ sagte er und empfahl sich.



A. De Nora, Mein Herz. Eine Sammlung lyrischer und epischer Gedichte. Mk. 2.50, eleg. gebd. Mk. 3.50.

Dieses Buch ist der vornehmen Ausstattung wert. Sein Inhalt ist wirkliche, echte Poesie, wie wir sie vor etlichen Jahrzehnten in Dingelstedt, Moriz Hartmann und anderen hatten und in etlichen lebenden Autoren gottlob noch haben. Alle Stimmungen, die ein Menschenherz kennt, sind vertreten, und in jede weiss sich Nora ganz zu versetzen; selbst die Mutterliebe, ein dem Manne am fernsten stehendes Gefühl — in wie traute Worte vermag er es zu fassen! [(Im trauten Heim 1896, Heft 10.)]

G. A. Müller, Ave Maria! Ein Waldkapellenstrauss. Reizendes Prachtbändchen Mk. 1.50.

Vorgenanntes Werkchen dürfte den Ruf des durch die »Nachtigall von Sesenheim« weiteren Kreisen bekannt gewordenen Verfassers als Dichter nicht unwesentlich erhöhen. Eine Reihe der schönsten, herrlichsten Gedichte bietet uns der Verfasser in seinem neuesten geistigen Produkt. Man weiss wirklich nicht, was man bei dem Dichter mehr bewundern soll: den grossartigen Gedankenreichtum, der in jedem der einzelnen Gedichte niedergelegt ist, oder das geniale Können des Meisters, der es versteht, die gefühlvollsten Saiten des menschlichen Herzens in Schwingungen zu versetzen und eine edle Begeisterung für die Himmelskönigin zu entflammen.

(Mannheimer Volksblatt 1896 No. 213.)

— — **Der Pfeifer von Dusenbach**. Ein Lied aus dem Elsass. Herrlicher Prachtband Mk. 3.—. (Geschenkwerk ersten Ranges!)

Der bekannte Archäologe und Litterarhistoriker hat sich bereits in seiner früher erschienenen »Nachtigall von Sesenheim« als feinsinniger Poet offenbart; das Werk ist viel besprochen und viel gerühmt worden, und das vorliegende verdient unbedingt kein geringeres Lob. Auf Flügeln des Gesanges führt uns die Mär in längst entschwundene Zeiten. Menschen und Bräuche, die uns die treffliche poetische Schilderung greifbar deutlich vor Augen führt, sind nicht die heutigen. Aber die Gefühle und Empfindungen — das rein Menschliche — sind uns vertraut. Was zu allen Zeiten das Herz gerührt hat und rühren wird, hat die formvollendete Sprache des Dichters verstanden, zu einem ergreifenden Vorgange zu gestalten.

(Hamburger Litterarisches Wochenblatt 1896 No. 12.)

Verlagsbuchhandlung Seitz & Schauer, München, Steinsdorfstr. 19.

Oberbayerische Dialekt-Gedichte.

♦ Vorzüglich geeignet zum Vortrag in Gesellschaften. ♦

Humoristisch! Reizend ausgestattet!

Wia der Schnabi g'wachsen is.

Gedichte

von

Max Hofmann.

= Elegant kartonniert Mk. 1.50. =

Freudentage am Tegernsee.

Eine Rückerinnerung an den Sommer 1897

von

Anna Mayer-Bergwald.

Mit Illustrationen. Der Umschlag enthält ein orig. Bild der Kaiserin und der kaiserlichen Kinder, in Alpenrosen und Edelweiss. — Hochelegant ausgestattet **Mk. 1.50.**

Zu beziehen von jeder Buchhandlung und vom
Verlag Seitz & Schauer, München, Steinsdorfstr. 19 SG.

 **Für Kinder!** 

Neues von    
   **Marie Beeg:**

Die Reise ins Puppenland.

In achtfarbiger Lithographie ausgeführt, hübsch und dauerhaft geb. Mk. 2.40, unzerreissbare Ausgabe Mk. 4.—.

Marie Beeg's Jugend-Theater-Bibliothek

I. Schneekönigin und Maikönigin. II. Zweierlei Mädchen (Lieschen und Gretchen). III. Die goldene Gans. IV. Das Fräulein Köchin. V. Die Tarokpartie. VI. Rotkäppchen. — Hänsel und Gretel. VII. Dornröschen. — Ein Weihnachtsabend. VIII. Aschenbrödel. — Die Lenzesboten. IX. Schneewittchen. — Hanswurstel bei der Gräfin. X. Die Galoschen des Glücks.

Einzeln pro Heft 25 Pfg.;

Heft I—X in einem Band: Hübsch gebunden Mk. 2.—.

Die Rute und die Düte.

Ein reizendes Bilderbuch für Kinder bis zu acht Jahren.

Elegant ausgestattet. Solid gebunden.

Preis nur Mk. 1.80, unzerreissbar Mk. 3.—.

Zu beziehen von jeder Buchhandlung und vom
Verlag Seitz & Schauer, München, Steinsdorfstr. 19 SG.



A Generals-Beicht

oder

Die Mailingeriade.

Ein oberbayerisches Epos in 13 Gesängen

von

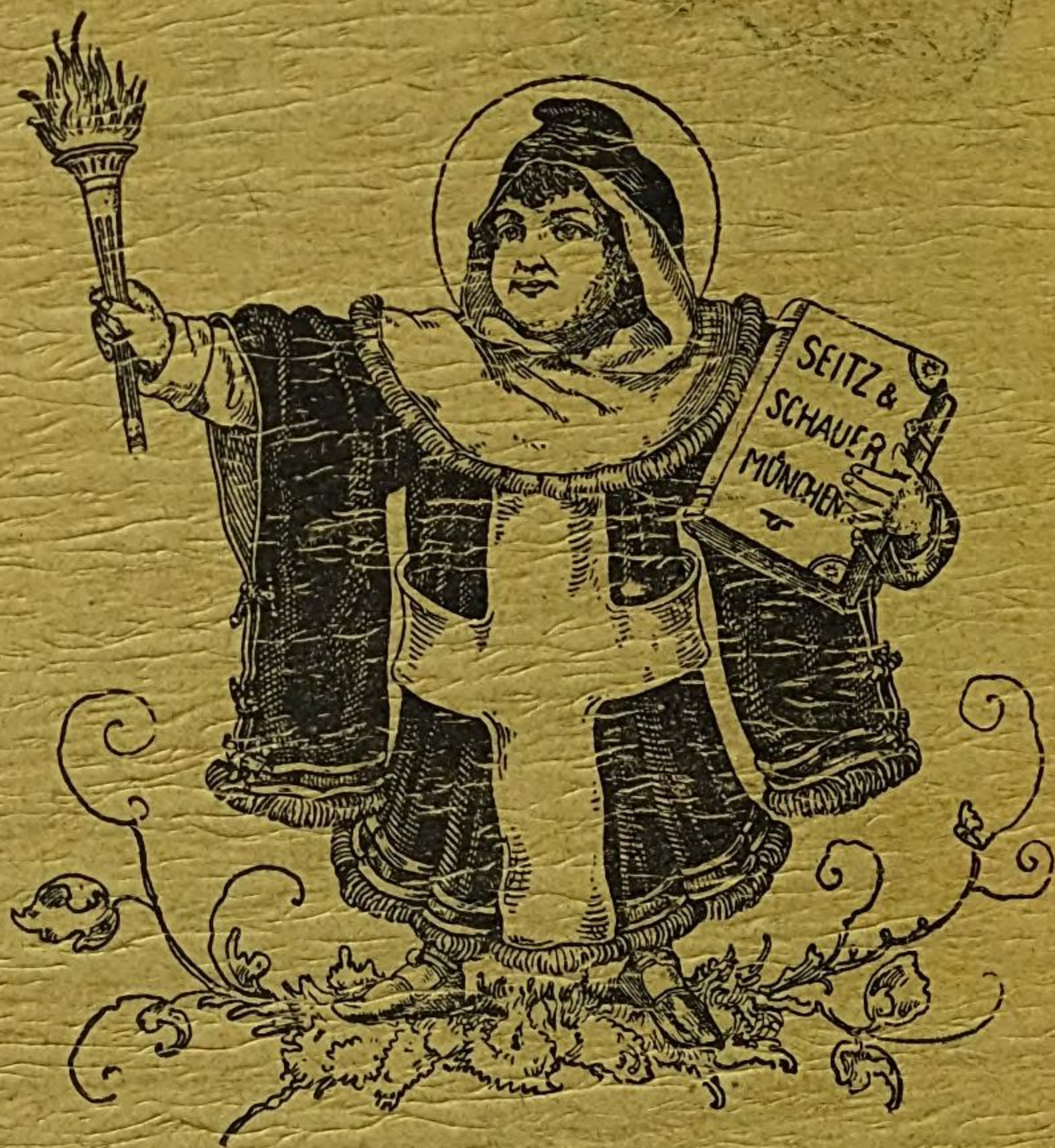
Heinrich Storch.

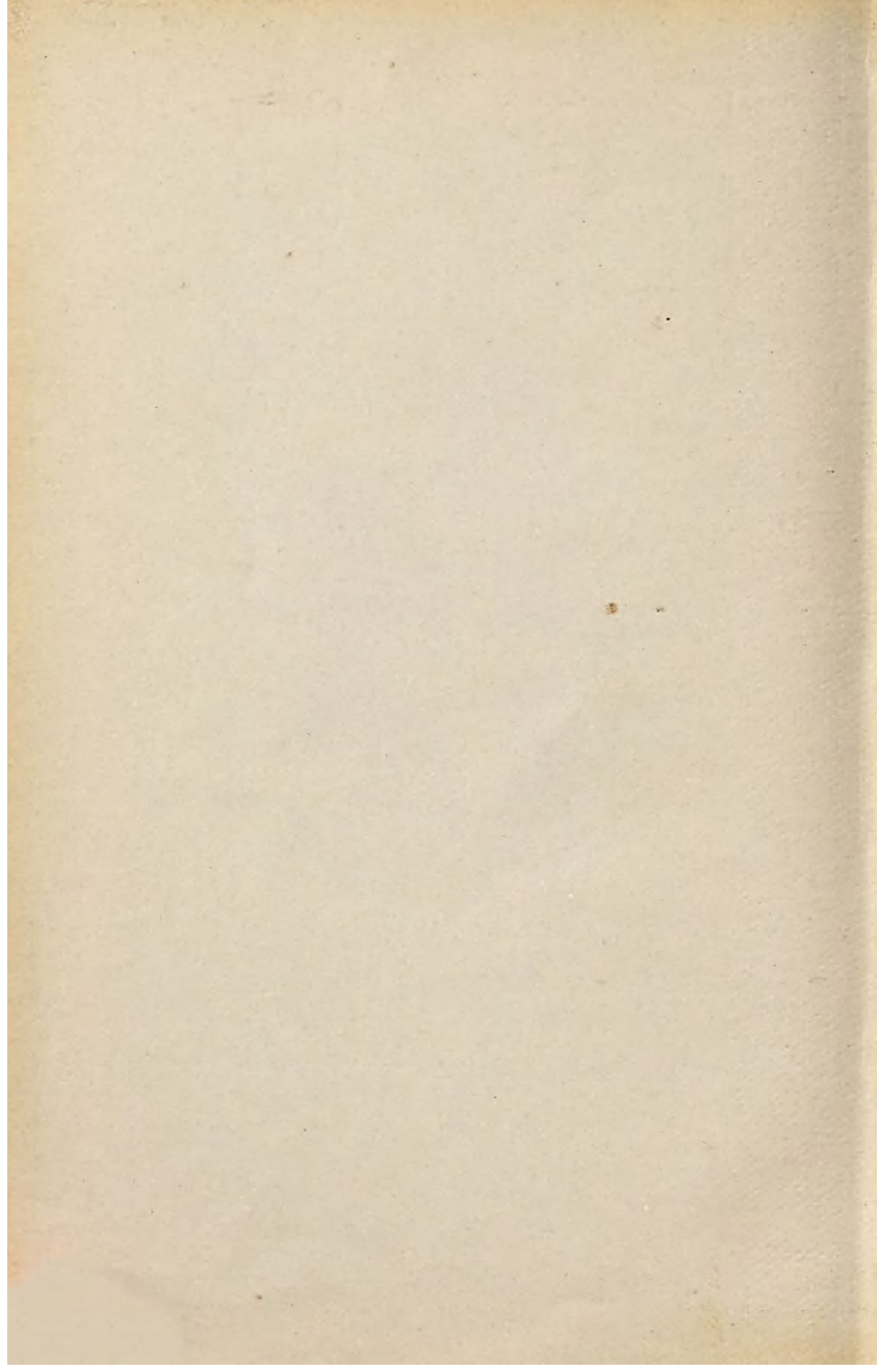
Mit zahlreichen Illustrationen von Robert Wosak.

Preis: 80 Pfennig.

Verlagsbuchhandlung Seitz & Schauer

MÜNCHEN, Steinsdorfstr. 19, S.-G.





FRITZ GÄHR Buchbinder
F. X. Beer Nachfolger
MÜNCHEN
Löwengrube 17.



Noder, Anton Alfred,

Das Rätsel Die Diebin. Novellen

München 1898

P.o.germ. 1363 td-Serie I,4

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11869421-0